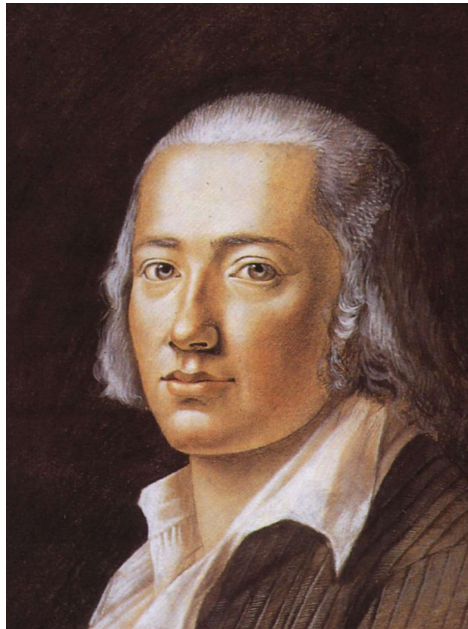


„Der ist aber ferne; nicht mehr dabei.“

Friedrich Hölderlin als Stiefkind der Moderne

von Frank Cebulla



I

In den Wirren des Jahres 2020 ist ein bedeutendes kulturelles Jubiläum – leider – so gut wie untergegangen. Am 20. März 2020 jährte sich der Geburtstag Friedrich Hölderlins zum 250. Male. Für die einen Kult und ein Nationalheiligtum der deutschen Sprache, ist der eigenwillige Dichter für andere ein Buch mit sieben Siegeln oder gar gänzlich unbekannt. Der akademische Diskurs zu seiner Person könnte kaum unübersehbarer sein, 41 Jahrbücher der Hölderlin-Gesellschaft sind bisher erschienen und die Zahl der Bücher, Aufsätze und Abhandlungen, der Dissertationen und Essays steigt weiter Jahr für Jahr. Doch außerhalb der Turmzimmer literaturwissenschaftlicher Provenienz und der Bücherschränke feinsinniger Gemüter scheint er kaum jemanden beflügeln zu können.

Der Zufall wollte es, dass ich zehn Jahre meines Lebens in einem Hölderlinweg wohnte. Ich hatte mir damals angewöhnt, bei allen bürokratischen Belangen den Wohnort betreffend, zu buchstabieren. Denn kaum jemand kannte und verstand diesen eigenartigen Namen und es kam nicht selten vor, dass schlussendlich auf irgendeinem Formular oder einem Behördenbrief „Hölderleinweg“ oder „Holunderweg“ stand. Achso, ein Dichter, naja, nun gut, man kann nicht alles wissen. Pierre Bertaux schildert in seiner „Friedrich Hölderlin“-Biographie¹ einleitend zwei Rundfragen, die selbst in gebildeteren Kreisen deprimierend wenig Kenntnisse zutage förderten, am ehesten noch die vom in der Literaturgeschichte fest verankerten Wahnsinn.

Dem armen Poeten Hölderlin mangelt es an Popularität, ein Wort, das heutzutage entweder reißerisch und mit dem Verdacht einer anhaftenden Wertlosigkeit daherkommt oder aber irgendwie dem

¹ Pierre Bertaux: Friedrich Hölderlin. Frankfurt/M. 1978. S. 13ff

Populismus nahesteht, der – man weiß es ja – ausschließlich Strömungen jenseits jeglicher Wahrheit und Würde beherbergt. Doch stammt Popularität von *populus*, dem *Volk* oder der *Bevölkerung* ab und in der Tat wollte Hölderlin mit seinem Werk deutlich mehr beeindrucken als ein paar Ästheten der Weimarer Literatursalons. Zu diesem Zweck verfasste der erklärte Lyriker sogar einen Briefroman, angelehnt an den damals erfolgversprechenden Stil einer Reisegeschichte, doch der „Hyperion“ erreichte den Markt und die Menge nicht. Daran hat sich in der Gegenwart nichts geändert. Die emotionale und geistige Tiefe des Menschen und Dichters Friedrich Hölderlin dürfte den meisten Menschen in der modernen Gesellschaft kaum als erstrebenswert erscheinen.

„Wahnsinn, merk ich, nennt man das, was keinen Widerhall hat im Geist der andern.“² Dieser Satz von Bettina von Arnim trifft Hölderlins verwundbare Seele, seine Genialität und die Un-Normalität seines Lebens ziemlich gut. Hatte er sich doch einerseits nichts sehnlicher gewünscht, als zu einer sinnstiftenden Befruchtung der deutschen Kultur, ja zu einem revolutionären Umbruch in eine neue Zeit beizutragen und war doch andererseits in den klebrigen Zwängen des schwäbischen Pietismus, in finanziellen Nöten und moralischen Untiefen, im Ringen gegen seine „wächserne Weichheit“, gepaart mit einem „traurigen Ansatz von Rohheit“³ sang- und klanglos untergegangen. Im Gegensatz zur allgemein anerkannten Solidität und Macht einer symbiotischen Bürgerlichkeit, die oft nur die Konventionen der gesichtslosen Masse abbildet, trägt die kompromisslose Individualität eines einsam Inspirierten den Keim der Schwäche in sich und – unterliegt. Was könnte bezeichnender sein als die Tatsache, dass die Moderne – oder wem es mehr zusagt, die Post-Moderne –, der ein Hölderlin nichts mehr zu sagen hat, längst schon auch die Zerstörung der Bürgerlichkeit zum Ziel erklärt hat, mit der Folge des Verlusts jeglicher Reibung und der Hinwendung zu einem anderen Individualismus, der reiner Selbstzweck, sinnentleert und infantil ist. Hölderlin, der Verehrer der griechischen Götter und Helden, hätte trotz oder gerade wegen seines eigenen Versagens, diese Art von Schwachheit wohl verachtet.

II

Hölderlin, 1770 geboren, ist ein *literaturgeschichtlicher Dazwischen*, ähnlich seinem Zeitgenossen Jean Paul (die „Leutchen“⁴, wie sie Schiller abschätzig nannte), abseits der Klassik der „Weimarer Bonzen“⁵ mit ihrem als Festung ausgebauten Olymp eines Programms ästhetischer Bildung und Erziehung, wenig gemeinsam mit der idealisch-schwärmerischen und bald verfrömmelten Romantik. Der Schüler des berühmten Tübinger Stifts schreibt seit seiner Jugend Lyrik, in komplizierten Versen aufgetürmt, angelehnt

² Bettina von Arnim: Die GÜnderode. In: Werke und Briefe. Herausgegeben von Gustav Konrad. Bde. 1–5. Frechen 1959. S. 395

³ Friedrich Hölderlin: Brief an Immanuel Nast. Januar 1787. Zitiert nach: Wo aber Gefahr ist wächst das Rettende auch. Hölderlins Leben in Briefen und Dichtungen. Leipzig 1960. S. 15

Dort heißt es: „Bester! Das ist schön, daß Du für die Natur so viel Empfindung hast – ich schmeichelte mir immer, unsre Herzen schlugen gleich – aber jetzt glaub ich’s ganz gewiß. Aber Du mußt Dir nicht vorstellen, wie wann Du Dein Herz so ganz abgedruckt bei mir finden könntest; o nein! Lieber! Du darfst Dich auch nicht wundern – wenn bei mir alles so verstümmelt – so widersprechend aussieht. – Ich will Dir sagen, ich habe einen Ansatz von meinen Knabenjahren – von meinem damaligen Herzen – und der ist mir noch der liebste – das war so eine wächserne Weichheit, und darin ist der Grund, daß ich in gewissen Launen ob allem weinen kann – aber eben dieser Teil meines Herzens wurde am ärgsten mißhandelt, solange ich im Kloster bin... und daher hab ich nebenher einen traurigen Ansatz von Rohheit – daß ich oft in Wut gerate – ohne zu wissen, warum, und gegen meinen Bruder auffahre – wann kaum ein Schein von Beleidigung da ist.“

⁴ über Hölderlin z. B. im Brief von Schiller an Goethe vom 28. Juli 1797, zitiert nach https://www.gedichteundzitate.füralle.de/2015/02/briefwechsel-goethe-schiller-goethe_266.html

⁵ siehe Bertaux. Ebd. S. 516

am seltsam alt und verstaubt anmutenden Vorbild eines antiken Hymnendichters wie Pindar. Auch der erwähnte Roman, ein Trauerspiel, einige philosophische und poetologische Abhandlungen fließen aus seiner Feder.

„Ich aber bin ... verachtet vom Volke“, singt der Psalmist⁶, ebenso klagt Hölderlin: „Weint um den Jüngling, er ist verachtet.“⁷. Noch schlimmer als Verachtung können Ignoranz und Unwissen wirken. „Er ischt aber auch hochmütig g'wese und hat sich für den gröschte Dichter g'halte. Aber seine Gedicht' sind arg hochgetrage und nix für d'Landleut.“, berichtet das Milchmädchen aus dem Hause Zimmer⁸, in dem Hölderlin die zweite, umnachtete Hälfte seines Lebens verbrachte – also, so kann man es verstehen, ein insolenter Verächter des einfachen Volkes? Freimütig gibt er zu: „Ich verstand die Stille des Aethers, / Der Mensch Wort verstand ich nie“⁹. „Ein Fremdling bin ich“¹⁰, schreibt er und benennt die soziale Umwelt, in der er gezwungen ist, sich zu bewegen: „Barbaren von altersher“¹¹ (Hyperion). Was aber zeichnet Barbaren insonderheit wohl aus, wenn nicht die Gewalt, mit der sie über alles ihnen Unverständliche hinweggehen? Hatte er nicht jedes Recht, diese „knechtische, träge“¹² Eigenschaft des Menschengeschlechts geringzuschätzen? Als „schwacher Held“¹³, nicht geeignet, die Bewunderung des Volkes zu erregen, reagiert er eher mit Traurigkeit auf die deprimierenden Erfahrungen in seinen Lebenskreisen: „Ach! Lieber! Es sind so wenige, die noch Glauben in mich haben; und die harten Urtheile der Menschen werden wohl so lange mich herumtreiben, bis ich am Ende, wenigstens aus Deutschland, fort bin“¹⁴. Und „Nicht sowohl, daß sie so sind, wie sie sind, sondern daß sie das, was sie sind, für das Einzige halten und nichts anderes wollen gelten lassen, das ist das Übel“¹⁵.

Im *Ganymed* dichtet er, offensichtlich auf sich selbst bezogen:

*Der Frühling kömmt. Und jedes, in seiner Art,
Bliht. Der ist aber ferne; nicht mehr dabei.
Irr ging er nun; denn allzugut sind
Genien; himmlisch Gespräch ist sein nun.*¹⁶

Ein Menschenverächter war er trotz allem nicht, der einsame Dichter Friedrich Hölderlin. Selbst wenn es dafür genug gute Gründe gegeben haben mochte. Die Liebenden, das Volk, die ganze Menschheit gar, standen – manchmal etwas zu abstrakt – im Zentrum seines dichterischen Willens. Die ihm zugesprochene Selbstüberhebung rechtfertigt sich im hohen Anspruch an sich, ans eigene erklärte Lebensziel und

⁶ Psalm 22,7

⁷ Friedrich Hölderlin: Einst und jetzt. In: Friedrich Hölderlin. Sämtliche Gedichte und Hyperion. Herausgegeben von Jochen Schmidt. Frankfurt/M. und Leipzig 199. S. 83

⁸ nach Bertaux. S. 315

⁹ Friedrich Hölderlin: Da ich ein Knabe war. In: Sämtliche Gedichte. S. 208

¹⁰ Friedrich Hölderlin: Hyperion oder der Eremit in Griechenland. In: Sämtliche Werke. Kleine Stuttgarter Ausgabe, Band 3, Herausgegeben von Friedrich Beissner, Stuttgart 1958. S. 156

¹¹ Ebd. S. 159

¹² „Meine Liebe ist das Menschengeschlecht, freilich nicht das verdorbene, knechtische, träge, wie wir es nur zu oft finden, auch in der eingeschränktesten Erfahrung.“ Friedrich Hölderlin: Brief an den Bruder Karl Gok. September 1793. Zitiert nach: Carl C. T. Litzmann: Friedrich Hölderlins Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Berlin 1890. S. 169

¹³ „Nicht wahr, ich bin ein schwacher Held, daß ich die Freiheit, die mir nöthig ist, mir nicht ertroze.“ Friedrich Hölderlin: Brief an den Bruder Karl Gok. Februar 1798. Zitiert nach: Ebd. S. 431

¹⁴ Friedrich Hölderlin: Brief an Christian Ludwig Neuffer. Juni 1798. Zitiert nach: Ebd. S. 439

¹⁵ Friedrich Hölderlin: Brief an den Bruder Karl Gok. Juni 1799. Zitiert nach: Ebd. S. 492

¹⁶ Friedrich Hölderlin: Ganymed. In: Sämtliche Gedichte. S. 319

Lebenswerk. „Meine Liebe ist das Menschengeschlecht...“, schreibt er an den Stiefbruder Karl und hofft auf „das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte“, „... daß ich in unserm Zeitalter die Keime wecke, die in einem künftigen reifen werden.“¹⁷ Liegt es nicht nahe, dass in dieser Hoffnung auf alles Zukünftige der eigentliche tragische Irrtum Hölderlins aufscheint?

Es ist nicht unbedingt der Dichter, wohl aber der Mensch Hölderlin, der beständig „unter dem Mangel an Naivität“¹⁸ leidet; es ist ihm nicht vergönnt, die behagliche Ruhe des Bürgers nach getaner Arbeit zu genießen. Wohl sehnt sich die schmerzzerzeugende Unbedingtheit seiner Existenz danach (siehe z. B. das Gedicht „Abendphantasie“¹⁹), aber noch stärker beharrt er auf der Distanz zum „Herd“ des „Genügsamen“. In der künstlichen Beschaulichkeit der frei gewählten geistigen Einschränkung feiert die Resignation ihren Triumph; auf nichts anderem beruht die Hierarchie der Herrschenden und Beherrschten. Im Gegensatz dazu will Hölderlin alle Begrenzungen auflösen, das Denken und Dichten in ungeahnte Höhen treiben und sich selbst und alle Menschen befreien von der „selbstverschuldeten Unmündigkeit“²⁰. Das Pathos dieses Unterfangens, zentriert in einer einzigen Person, mutet aus moderner Sicht seltsam und anachronistisch an. In Zeiten, in denen jede andere Meinung als diskriminierend und verachtenswert empfunden wird, fehlt die einende Idee, der großartige Gedanke, der verklärte Horizont, die überzeitliche Lebensordnung. Volk und Mensch stehen sich diametral gegenüber; das Ideal wird gern durch Ideologie ersetzt.

III

Die Widerstände, an denen sich Hölderlin zeit seines Lebens aufreibt und die ihn fast zwangsläufig in das Schattendasein treiben, sind lächerlich – lächerlich nach bürgerlichen Maßstäben: ein wenig Generationenkonflikt mit seiner Mutter, eine unglückliche Liebe, fehlendes finanzielles Auskommen, ein zu hohes Streben, gemessen am tatsächlichen Erfolg. Unwillkürlich mag man dabei an das trotzige „in Wüsten fliehn/ Weil nicht alle Knabenmorgen-Blüenträume reiften?“²¹ aus dem etwas früher entstandenen „Prometheus“ denken, aber während Goethe in seiner Sturm-und-Drang-Zeit das rebellische Aufbegehren gegen überkommene religiöse und weltliche Autoritäten im Sinne hatte, geht das schicksalhafte Versagen in der flachen Emotionalität einer Moderne, die heute schon wieder vergessen hat, was gestern noch über alle Maßen des Empörens wert war, völlig unter. Hölderlins Verzweiflung bleibt für den heutigen *gesunden Menschenverstand*, in Zeiten der sozialen Abfederung und eines ausgewaschenen Wertekanons im wörtlichen Sinne unverständlich. Es gibt so viele Lebensuntaugliche auf dieser Welt, warum einem von ihnen einen Altar errichten? Nachvollziehbar, ja bestechend logisch, erscheint dagegen der von Gerhard Schulz geäußerte Gedanke²², dass Hölderlins Verletzungen durch seine Zeit- und

¹⁷ siehe Fußnote 11

¹⁸ Hermann Hesse: Gesammelte Schriften. Bd. 7. Betrachtungen und Briefe. Berlin und Frankfurt 1957. S. 278

¹⁹ Friedrich Hölderlin: Abendphantasie. In: Sämtliche Gedichte. S. 218

²⁰ Immanuel Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? Berlinische Monatsschrift. Dezember 1784. Der berühmte Absatz dort lautet: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschliebung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.“

²¹ Johann Wolfgang von Goethe: Prometheus. <https://www.textlog.de/18833.html>

²² Gerhard Schulz: Zeitgenossenschaft. Hölderlin und der Jenaer Freundeskreis. In: Hölderlin Jahrbuch Bd. 28 1992-1993. Stuttgart/Weimar 1993. S. 56f

Lebensumstände im kausalen Wechselspiel mit den Grundgegebenheiten seiner Persönlichkeit eben genau zu jenem Dichter beitragen, dessen Werke heute über jeden Zweifel erhaben sind.

Das Gedankengebäude des Humanismus beruht auf der Annahme gleicher Rechte für alle. In der ins Extrem getriebenen und damit falschen Interpretation der Moderne bedeutet das, jeder Mensch ist gleich – was ist dann mit denen, die es nicht sind? Was ist mit jenen, die sich dem egalitären Segen des Kollektivs nicht unterordnen wollen oder können? Hölderlin missachtete die geläufigen Regeln seiner Zeit – „weil ich von Natur hinaus war über all‘ die eingeführten Formen und Bräuche“²³. Immer wieder schlägt er die ihm angebotenen Pfarrstellen aus und damit Sicherheit, Wohlstand und so etwas wie Heimat. „... unmöglich ist’s mir, mir widersinnische, zwecklose Geseze aufdringen zu lassen, um an einem Ort zu bleiben, wo meine besten Kräfte zugrunde gehen würden“²⁴. Nützlichen Untertanengeist besitzt er nicht, „... schlechterdings keine Autorität anzuerkennen, sondern selbst zu prüfen“²⁵, empfiehlt er dem Bruder. Es ist leicht zu erkennen, dass Hölderlin sich mit dieser Einstellung auch in der vermeintlich aufgeklärten und multimedialen Gegenwart keine Freunde machen würde.

Und schließlich liebt Hölderlin in der Bankiersgattin Susette Gontard eine Frau, die in der Gesellschaft eine Stufe über ihm steht und zudem noch verheiratet ist. Selbst in der logischen Totalität der Hoffnungslosigkeit dieser Beziehung will er diese Liebe nicht aufgeben. Diese Angelegenheit betreffend, schreibt Bettina von Arnim: „... ich darf ihn hier in Frankfurt gar nicht nennen, da schreit man die fürchterlichsten Dinge über ihn aus, bloß weil er eine Frau geliebt hat um den Hyperion zu schreiben...“ Das Kollektiv mag es nicht, wenn mutwillig Konventionen verletzt werden und es staunt ungläubig, dass so ein geschäftsuntüchtiges Gefühl wie die Liebe von außerordentlich kraftvoller, ja zerstörerischer Leidenschaft und Verzweiflung getragen werden kann: „... die Leute nennen hier lieben: heiraten wollen...“²⁶, setzt das Zitat fort.

Zur Entscheidung zwischen Empfindung und Größe drängt es Hölderlin nie. Etwas anderes als die Einheit zwischen der Reflexion existentieller Erfahrungen und ihrer Sublimierung in der sprachlich-dichterischen Vervollkommnung ist für ihn undenkbar. Die sich rasant wandelnden europäischen Gesellschaftsverhältnisse in den Folgejahren der Französischen Revolution wecken in ihm politische Leidenschaften, aber selbst hier ist es ihm unmöglich, blindlings einer Fahne, einem Symbol, einem Manifest zu folgen – viel zu scharf ist dafür sein Blick für den hohen Preis und das vergossene Blut der Umwälzungen. Das Attentat auf Marat, die Hinrichtung Robespierres – Hölderlin kann sich damit abfinden, dass man sich Tyrannen entledigen muss. Aber das Offensichtliche, dass die vermeintlichen Befreier auch wieder nur neue Tyrannen sind, treibt ihn enttäuscht wieder in sein Inneres zurück.

Während seine Freunde aus der Tübinger Zeit sich einen Namen machen und zielstrebig an der Verbesserung ihres bürgerlichen Standes arbeiten, bleibt Hölderlin unverwurzelt, rastlos und unzufrieden – mit sich selbst und mit allem anderen. Sein Jugendfreund Nast wird Beamter, der Stiftsfreund Neuffer versorgt sich als Pfarrer, Schelling (der in Tübingen noch die Marseillaise ins Deutsche übertragen hatte) etabliert sich als Berufs-Idealist – allein Hölderlin bleibt übrig, ausgespart, verbannt auf schwankenden Boden. Die selbstgenügsame Tat ist ihm ein Grauen: „... Ans eigene Treiben / sind sie geschmiedet allein,

²³ Friedrich Hölderlin: Hyperion oder der Eremit in Griechenland. In: Sämtliche Werke. Kleine Stuttgarter Ausgabe, Band 3, Herausgegeben von Friedrich Beissner, Stuttgart 1958. S. 21

²⁴ Friedrich Hölderlin. Brief an die Schwester Heinrike. 1792. Zitiert nach: Litzmann S. 146

²⁵ Friedrich Hölderlin: Brief an den Bruder Karl Gok. August 1794. Zitiert nach: Ebd. S. 235

²⁶ von Arnim S. 312

und sich in der tosenden Werkstatt / Höret jeglicher nur und viel arbeiten die Wilden / Mit gewaltigem Arm, rastlos, doch immer und immer / Unfruchtbar, wie die Furien, bleibt die Mühe der Armen.“²⁷

IV

Jenseits eines wirren und schwer zu ertragenden Lebens, das die wenigsten modernen Menschen mehr nachzuempfinden vermögen, bleibt Friedrich Hölderlins dichterisches Werk. Es zu verstehen, erfordert eine gewisse Denkarbeit, vor allem aber die Fähigkeit Sprache zu genießen. Mehr oder weniger gern lernt man vierzehn Strophen „Der Zauberlehrling“, aber in der Perfektion und der Reinheit von ein paar Hölderlin-Versen tut sich ein kristallener Abgrund auf, vor dem man instinktiv scheut und der doch gleichzeitig durch seine einzigartige Anziehungskraft fasziniert. Hölderlins Dichtung ist eine merkwürdige Mischung aus manchem – dem Überschwang des Gefühls geschuldeten – sentimental Reim und so genialisch anmutenden und hochgradig inspirierten Sätzen, dass man gern glauben will, ...

Die Erd und Ozean

Und die Riesegeister, die Helden der Erde

Umfaßte dein Herz!

Und die Himmel und alle die Himmlischen

*Umfaßte dein Herz.*²⁸

Mich als modernen Hölderlin-Leser erstaunt dabei immer wieder die einzigartige und verblüffende Synthese aus tief empfundener Religiosität, glasklarer Vernunft des Arguments und einer ästhetisierenden Sinnlichkeit. Diese metaphysisch *und* erotisch aufgeladene Sinnlichkeit bewahrt Hölderlin vor dem christlich-dogmatisch überstaubten Sog seiner Zeit, in dem jeder Ausdruck einer natürlichen Menschlichkeit der asketischen und weltfernen Attitüde untergeordnet wird. Nicht ohne Grund war Hölderlin der Gedanke zuwider, als Prediger auf einer Kanzel zu stehen. Ist der Künstler bei Klopstock, der als erster nach dem Barock das Seelenempfinden in die Sprache des Gedichts getragen hatte, nur der Priester, der sich niederwerfend anbetet, so wird er bei und in Hölderlin zum Schöpfer, der im Kreise der Götter und Musen gleichberechtigt steht. Erst sehr viel später, in Rainer Maria Rilke, findet diese geistliche Evolution ihren Höhepunkt in einem Dichter, der nun seinerseits Gott hält und birgt.

Hatte es dem jungen Hymnendichter Hölderlin noch an konkreter Anschauungskraft dem Natürlichen gegenüber gefehlt, so bildet sich in seinem späteren Werk die Vorstellung heraus, dass man Schönheit, Natur, Liebe und Frieden nicht durch das Jonglieren mit abstrakten Vernunftbegriffen erfahren kann, sondern nur durch die unmittelbare, nicht begrifflich zu fassende Anschauung des Göttlichen in seiner „Einigkeit“ zwischen Innen und Außen, Subjekt und Objekt, Mensch und Natur. „Der Mensch sucht also in einem zu subjektiven Zustände, wie in einem zu objektiven vergebens seine Bestimmung zu erreichen, welche darin besteht, daß er sich als Einheit in Göttlichem-Harmoniscentgegengesetztem enthalten, so wie umgekehrt, das Göttliche, Einige, Harmoniscentgegengesetzte, in sich, als Einheit enthalten erkenne. Denn dies ist allein in schöner heiliger, göttlicher Empfindung möglich, in einer

²⁷ Friedrich Hölderlin: Der Archipelagus. In: Sämtliche Gedichte. S. 253

²⁸ Friedrich Hölderlin: Hymne an den Genius Griechenlands. In: Sämtliche Gedichte. S. 107

Empfindung, welche darum schön ist, weil sie weder bloß angenehm und glücklich, noch bloß erhaben und stark, noch bloß einig und ruhig, sondern alles zugleich ist...“²⁹

In der ihm eigenen radikalen Denkungsart löste sich Hölderlin von den Vorstellungen Fichtes und Schillers, die die Herrschaft des Ichs bzw. der Vernunft über die Natur und die Sinne proklamierten. Für ihn war das eine in dem jeweilig anderen enthalten und konnte nicht separat gedacht, geschweige denn erfahren werden. Alle Aktivitäten des Menschen bleiben eingebunden in das „mächtig Triebrad“³⁰, einen alles umfassenden Entfaltungsprozess der Natur. Schönheit und Vollkommenheit liegen nicht in einem einzelnen Augenblick, einem Bild, einem Vers, einer Gestalt, sondern im ständigem Wechselspiel von Allem, in der Zusammenschau des Ganzen als Entwicklung, als natürliches Kunstwerk. Versöhnung mit dem Leid des Lebens und dem unergründlichen Schicksal, das die Götter für uns vorsehen, kann es nur dort geben, wo die „Unerkannte“³¹ zur Person, zur Diotima wird und damit eine fassbare, liebenswerte Gestalt annimmt, die aus der Vereinzelung heraushebt.

Natürlich muss dieser Text zwangsläufig mit dem Appell schließen, wieder mehr Hölderlin zu lesen, sein Werk neu aufzugreifen, in den Schulen seine Gedichte zu behandeln, in Vorlesungen, Theaterstücken und Veranstaltungen seiner Person und seinem Werk zu gedenken. Ich fürchte nur, das ist es nicht. Es ist nicht so, dass Hölderlin keine Popularität verdient hätte. Aber der scheue, verzweifelte Dichteringjüngling als Held der Pop-Kultur, als bunte Ikone animiert und vermarktet, wie Mozart als Konterfei auf Schokoladenkugeln endend? Eine entsetzliche Vorstellung, fern der Erwartungshaltung, die der Dichter an uns, als das „Geschlecht der kommenden Jahrhunderte“, gerichtet hat. Er hat uns noch immer viel zu sagen, vorausgesetzt, dass wir bereit sind zuzuhören. Was immer bleiben kann, ist, seine Dichtung in der „Stille des Aethers“ zu sprechen und zu hören und den merkwürdigen Widerhall wahrzunehmen und zu erkunden, den diese in mir hervorzurufen vermag. Was bleibt, ist der Mensch und Dichter Friedrich Hölderlin.

* * *

Titelbild:

Franz Karl Hiemer – Porträt von Friedrich Hölderlin (Pastell, ca. 1792)

Quelle: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:FK_Hiemer_-_Friedrich_H%C3%B6lderlin_\(Pastell_1792\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:FK_Hiemer_-_Friedrich_H%C3%B6lderlin_(Pastell_1792).jpg)

²⁹ Friedrich Hölderlin: Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes. In: Sämtliche Werke. Kleine Stuttgarter Ausgabe, Band 4, Herausgegeben von Friedrich Beissner, Stuttgart 1962. S. 269

³⁰ Friedrich Hölderlin: Brief an den Bruder Karl Gok. Juni 1799. Zitiert nach: Litzmann S. 494

„... daß sich der Mensch, dem die Natur zum Stoffe seiner Thätigkeit sich hingibt, den sie, als ein mächtig Triebrad, in ihrer unendlichen Organisation enthält, daß er sich nicht als Meister und Herr derselben dünke und sich in aller seiner Kunst und Thätigkeit bescheiden und fromm vor dem Geiste der Natur beuge, den er in sich trägt, den er um sich hat, und der ihm Stoff und Kräfte gibt; ...“

³¹ Friedrich Hölderlin: An die Unerkannte. In: Sämtliche Gedichte S. 169